

logar, sie gingen schon etwas zu schnell, etwas zu gern zum Richter. Ich bin nicht seiner Meinung, ich finde das nicht. Ich finde, sie können gar nicht oft genug, gar nicht schnell genug zum Richter gehen. Wenigstens erlärst du das Publikum von ihrer Art. Das Publikum glaubt ja noch immer an das "heitere Bühnenwischen". Die Legende muß erst zerstückt werden, wenn dem Schauspieler gestohlen werden soll. Der fünfzigste Jahrestag ist die "Sozialpolitik" ist der Schauspieler-Vereinspräsidenten, die dem Arbeiter-Vereinspräsidenten, dem wir haben Gewerkschaften, Fabrikordnungen, Arbeiter-Vereinigungen usw., aber wir haben keine staatliche Theatergehung, und was sich etwa zu gelegentlich nennt, ist von Feuer- und Sicherheitspolizei und hinter den Jenseit. Das gilt noch heute. Und man kann es dem Publikum, das sich von diesen Vorstellungen schwer trennt und nicht ganz unkennt, gar nicht oft genug an handgreiflichen Beispielen zeigen, daß es noch immer gilt. Wie will der Schauspieler aber seinen Fall vor das Publikum bringen, als indem er zum Richter geht? Dies geschieht zuweilen gar nicht so sehr, um den Richter anzunehmen, als um das Rechtsgut des Publikums aufzurufen. Gelingt das erst, so haben die Schauspieler schon halb gewonnen.

Eine tapfere Wiesbadener Sängerin, Fräulein Heßlöffel, hat neulich den König von Preußen als ihren obersten Theaterherrn geklagt. Soweit diese Klage einen Wagnis betraf, der ihr, wie sie bewies, ungerecht gemacht worden war, hatte sie den Richter für sich. Aber den anderen Teil der Klage, den wegen ungenügender Beschäftigung, wies der Richter ab. Begener, ein Berliner Schauspieler, die hinter Bassermann, Reicher und Wolff, der mit seiner Beschäftigung bei Reinhardt unzufrieden war, half sich nun anders und klagt vor dem Richter seinen Vertrag als unrichtig an; und der Richter entschied, es sei gegen die guten Sitten, sich die künstlerische Arbeitskraft eines Menschen länger als fünf Jahre zu verpflichten. Und in einem dritten Fall (den der Angeordnete Pfeifer mitgeteilt hat, ich kenne das Detail nicht) ist entschieden worden, daß der Schauspieler ein Recht auf Beschäftigung hat. Das wird nun hoffentlich auch andere ermutigen, denn es gibt künstlerisch und wirtschaftlich kaum eine höhere Befreiung für den Schauspieler als die der ungenügenden Beschäftigung, gegen die er bisher wehrlos schien.

Wenn ich mit einem Verleger einen Vertrag über einen Roman schließt, wozu der Verleger diesen Roman gegen ein bestimmtes Honorar übernimmt, so gibt mir dieser Vertrag zwei Rechte. Ich habe dann nicht bloß ein Recht auf dieses Honorar, sondern ich habe dann auch ein Recht darauf, daß mein Roman auch wirklich erscheint. Der Verleger darf nicht meinen Roman ungedruckt liegen lassen und mir etwa sagen: Du hast ja dein Geld, was willst du denn noch? Er darf dies nicht, nicht bloß weil er mich dadurch in meinem Ehrgeiz oder meiner Eitelkeit oder wie immer man mein Bedürfnis, den Roman zur Welt zu bringen, nennen mag, schädigen würde, sondern auch deshalb nicht, weil er mich auch wirtschaftlich schädigen würde: denn wird mein Roman gedruckt, gefällt er, findet er Leser und Freunde, so wächst dadurch der Wert (nicht der künstlerische natürlich, aber der wirtschaftliche Wert) meines nächsten Romans, der dann mit ganz anderen Hoffnungen erwartet wird, und an diesem Wertzuwachs bin ich betrogen, wenn der Verleger mir zwar das ausübende Honorar bezahlt, aber das Manuskript in seiner Hand vermodern läßt. Wenn ich bei einer Zeitung anfrage, ob Ihre für dieses oder jenes Honorar ein Aufsatz ein Gedicht, eine Novelle erwünscht sei, und sie nimmt dieses Angebot an, so verpflichtet sie dies nicht etwa nur, mir das Honorar zu bezahlen, sondern auch den Aufsatz wirklich abzuveröffentlichen. Und dies wieder nicht bloß aus "idealen" Gründen: weil ich meine Meinung äußern will oder weil ich in irgendeiner Frage mitreden und mitwirken will oder um den (selben) Eitelkeit willen, mich gedruckt zu sehen, sondern auch aus dem nämlichen wirtschaftlichen Grund. Mit dem Schauspieler ist es ebenso. Der Schauspieler, der einen Vertrag mit einem Theater schließt, erwirbt dadurch nicht bloß ein Recht auf die bedungene Gage, sondern auch ein Recht auf angemessene Beschäftigung. Und diese Beschäftigung fordert nicht etwa bloß sein

Ehrgeiz, sondern auch sein wirtschaftlicher Sinn: denn der Schauspieler, der nicht angemessen oder gar nicht beschäftigt wird, ist nach zwei Jahren kaum mehr die Hälfte wert. Ja für den Schauspieler liegt es noch schlimmer als für den Schriftsteller. Der Schriftsteller, den der Verleger oder die Zeitung nicht druckt, hindert wenigstens niemand, weiter zu schreiben; er braucht ja dazu, wenn ihm was einfällt, nichts als Tinte, Feder und Papier. Aber der Schauspieler, den sein Direktor nicht beschäftigt, wird dadurch verhindert, Schauspieler zu sein: denn er braucht ja dazu die Bühne. Der Schauspieler, den sein Direktor nicht beschäftigt, wird dadurch, daß er sein Talent nicht üben kann, mit der Zeit um sein Talent zehren, sie braucht Aufgaben, braucht Proben, braucht den Wettbewerb, braucht den Reiz der Berührung mit dem Publikum, braucht den Erfolg, sonst verkümmert sie. Man kann im stillen Kämmerlein angekommen ein großer Dichter und ein großer Maler sein. Aber der Schauspieler, den sein Direktor spazieren gehen läßt, kommt um.

Nun wendet man ein, ein Direktor wird doch nicht aus reiner Bosheit einen Schauspieler spazieren schicken! Aus Bosheit weißens nicht; obwohl auch das vorkommen soll. Aber vielleicht, um sich den Schauspieler gefällig zu machen; er droht ihm: Wenn du mir die Gage nicht zahlst, so der du nach deinem Vertrag nicht verpflichtet bist und so der ich dich also nicht zwingen kann, dann wirst du mit in dieser Saison überhaupt keine Rolle mehr, wir wollen einmal sehen, wer stärker ist! Das ist ja das Schlimmste, daß der Direktor stärker ist, und so lange wird für die Schauspieler noch immer nichts erreicht sein, bis das Gesetz dafür sorgt, daß die Direktoren nicht mehr die Stärkeren sind. Oder aber ein anderer Fall: der Direktor hat sich gewöhnt, der Schauspieler kann nicht, was der Direktor von ihm erwartet hat. Ja warum soll dann der Schauspieler die Dummheit des Direktors hüpfen? Kann ein Direktor nachweisen, daß ein Schauspieler ganz unwürdig ist, die Rollen zu spielen, für die der Direktor ihn doch engagiert hat, so wird ein billiger Richter den Direktor verurteilen, dem Schauspieler die ganze Zeit, für die er engagiert worden ist, Gage und Spielhonorar zu bezahlen, ferner den Schauspieler, damit er nicht leeren muß, für ein anderes Engagement freizugeben und endlich den Schauspieler für die Beschäftigung, die ihm durch den Irrtum des Direktors zugefügt worden ist, angemessen zu entschädigen; und der Direktor wird beim nächsten Engagement klüger sein. Heute kann jeder Kreuze, der sich ein bißchen Geld zusammenpumpt, Theaterdirektor werden; er engagiert zwölf Schauspieler für jedes Stück, einer wird schließlich schon dorunter sein, der gefällt, den behält er, die übrigen elf läßt er so lange spazieren gehen, bis sie froh sind, wenn er den Vertrag mit ihnen löst. Die Unfähigkeit der Direktoren wird heute aus den Taschen der Schauspieler bezahlt.

Aber es kommt auch vor, daß ein Direktor, der einen Schauspieler engagiert, überhaupt von allem Anfang an keinen Augenblick daran denkt, ihn zu beschäftigen. Es kommt vor, daß der Direktor ein Prozeß ist, der nur möglichst viele Namen anständig will, um der Reklame willen. Und es kommt noch öfter vor, daß ein Direktor einen Schauspieler engagiert, nicht damit er ihn hat, sondern bloß, damit ihn ein anderer Direktor nicht hat. Es gehört zu den schmerzhaftesten Sinnlosigkeiten des theatralischen Großbetriebes, daß Schauspieler engagiert werden, die man gar nicht braucht, bloß um sie der Konkurrenz wegzunehmen. Und darum ist das Recht auf Beschäftigung nicht bloß für den Schauspieler notwendig, sondern auch für die künstlerische Erhaltung unseres Theaters. Die Direktoren antworten mir immer: Ja, dann wird es aber schwer, Direktor zu sein! Wozuf ich ihnen stets sage: Hoffentlich, denn das will ich ja gerade! Es soll so schwer werden, daß schließlich nur noch ein kunstverständiger, kunstgerechter Mann, der nicht bloß Geld, sondern auch Einsicht, Geschmack und das notwendige Können hat, Direktor werden kann.

Tagesneuigkeiten.

Im wunder schönen Monat Mai.

Ein Oyster der Festwochen.

Anfang Mai 1911.
Meine Frau und meine drei Töchter führen jetzt ein bescheidenes Leben. Die armen Geschöpfe sind tätige und leidende Mitglieder von ungefähr sieben Wohltätigkeitskomitees und neun gesellschaftlichen Festkomitees, ohne Unterbruch der Konfession. Die Damen meinen, meine Mittel gestatten ihnen dies und es sei ihre Pflicht, zur Hebung des Fremdenverkehrs das Ihre beizutragen. Besonders meine Gattin ist sehr dafür, weil unsere Kellerei, Fanni, schon dreißig Monate Mai alt ist. Und die Witz ist nur anderhalb Jahre jünger und die Valerie wird auch schon bald zwanzig.

Mit dem *M a i k r i s* hat der Reigen begonnen. Ich wollte einen Randauer für uns alle fünf nehmen, aber meine Frau erklärte, das schone so pauvre aus; ich mietete also zwei Fiaker. Im ersten sah ich mit der Valerie, im zweiten die Mama mit den beiden älteren. Ich wollte zuerst, daß die drei Damen im ersten Wagen fahren mögen, aber die Frau wollte absolut hinter mich fahren. Das ist ihr immer noch lieber, als wenn ein Automobil gerade vor ihrem Wagen fährt und sie in Verzweiflung „gefährt“ würde, meinte sie. Und sie hatte ganz recht. Vor uns war wirklich so ein Töffelzeug eingereiht. Der Valerie wurde von dem Benzingeruch und dann, weil sie sehr geschmeut war, ganz übel, aber sonst verlief die erste Maifestigkeit ganz ohne größeres Ergebnis.

Zu Hause meinte Mama, der Mafiorio sei überhaupt nicht das Richtige, weil die Herren die Korzüge wirklich vornehm junger Damen nur im Vorbeifahren ganz flüchtig beurteilen können und weil wir in nummerierten Fiakern gefahren sind, was weit weniger anziehend wirkt, als in Unnummerierten oder in Equipagen.

Mich kostet der Mafiorio ein kleines Vermögen. Dafür stellt sich das nächste Fest sehr billig: der *B l u m e n t a g*. Meine drei Töchter stellen sich in den Dienst der Kinderhilfe und der Obdachlosen, aber das wird zu Fuß absolviert und kostet nichts.

Bei trübendem Regen machten sich meine drei Töchter in aller Früh auf den Weg. Mit je einem gewaltigen Duffen Alpenrosen und mit je einer Sammelbüchse bewaffnet. Ganze junge Herren wurden ihnen zum Schutze zugewinkt. Die Fanni hatte als Begleiter einen jungen Ritter von. Sehr elegant und stillvolle Erscheinung. Dem gemeinnützigen Zweck entsprechend trug er hängenden Schnorbart. Er versichert, daß Fanni eine stattliche Lösung machen werde, er sei ein bewährter „Fischer“. Ich gab Fanni für zwanzig Kronen Kleingeld zum etwaigen Herausgehen mit. Den beiden anderen Töchtern auch, obwohl Valerie beteuerte, sie gäbe prinzipiell auf größeres Geld nichts zurück.

Zu Mittag kamen meine drei Wädeln heim. Sehr begossen. Die Kleider sind total hin. Aber dafür hat die Fanni zwanzig Rosen zu je zehn Heller und die beiden jüngeren Schwestern fast ebensoviel verkauft. Zum Herausgehen kam es nicht, weil jeder Käufer Kleingeld bereit hatte.

Mittags war ich schon weiter. Da zogen meine sieben Töchter ihre zweiten Parabelblätter an und eilten wieder an das „Gehöft“. Um sieben Uhr abends waren sie außerfaßt. Die Fanni war ganz froh. Ein Herr hatte von ihr eine Rose erbeten, ihr dann tief in die Augen geschickt, sich höflich vorgestellt — ein Baron! — und dann einen Hundert-Kronen-Schein in die Sammelbüchse gesteckt. Fanni glaubt, daß der Baron jetzt ernste Absichten hat. Auch von den Ritter von, ihrem Begleiter, schwärmt sie. Ein ganz reizender Kavallerier. Er führte sie im Auto nach Hause und gestattete absolut nicht, daß sie die Hälfte des Wagens zahlte. Weil er aber kein Postenfalle

Geputzwerden prädestinierten Goldbägel sind noch ziemlich selten, es es würde nicht angehen, sie durch übertriebene Formalitäten abzuwehren.

Welcher Glanz, welche Eleganz! denken Monsieur und Madame Bonnet, ein braves Reimerpaar aus der Rue Aboukir, etwas allzu bald, allzu behäbig, die jetzt, nach fünfzigjähriger Ehe, ihre erste größere Tochter machen. Sie sind, trotz ihrer Pariser Geborgenheit, durch den Defekt dieses läubigen Drees ganz eingeschüchtern: es scheint ihnen, als wäre der Meißelplatz ganz aus eitel Gold und kostbaren Steinen, und sie wagen sich nur behutsam auf dem Spiegelglatten Parquet vorwärts. Nun befinden sie sich im Armin, das von roten Säulen gestützt ist. Ihnen gegenüber sehen sie die Worte, die zu dem weltberühmten Theateraal führten, dessen Vorstellungen bestimmt sind, eine Art von heuchlerischer, künstlerischer Note in diese Dergie entseffelter Spiel-Lebenshaft zu bringen.

Was dem Paar am meisten imponiert, ist das majestätische Aussehen der Lakaien in der schwarzglänzten Livree, die den Zugang zu den Spielflächen bewachen. Mit Herzkloppen drücken sich die beiden an diesen imploranten Funktionären vorbei und nähern sich den langen, ovalen Spielflächen, in deren Mitte die Koullette freit, überdacht von dem Geiß der Partie, die auf ihren erhöhten Sitzen mit dem Grafen eine Polka thronen. Sie werfen den Eintretenden einen so schmerzlichen, prüfenden Blick zu, daß Monsieur Bonnet an sich halten muß, um nicht mit einer tiefen Verbeugung seine Wunden und Titel aufzuwickeln: Angelegener Spegereichthümer, Wäpser der Handeltammer, Kirchengüter des Pariserprengels. Aber schon hat der Allgewaltige das Haupt mit Geringachtung abgewandt, wirt den Croupiers einige knappe Befehle zu, und diese befehlen sich mit doppeltem Eifer, die Gewinnte auszugleichen oder verlorene Einträge mit einem virtuoson Schlenkertrieb des Rechenges einzuziehen.

Das das würdige Ehepaar Bonnet hält sich nicht damit auf, die Geschichte der einzelnen Spieler zu prüfen. Der Rimmelweller hat nicht verstanden, den beiden einzuschärfen, daß wüßige Gaffer da nicht allzu lange geduldet werden. Wenn man nicht spielt, ist die geheime Polizei des Bräutigams, die in den Reihen beständig zirkuliert, alsbald bemüht, dem Eindringling mit höflicher Geduldlosigkeit fernzumachen, daß er nichts Besseres tun könne, als sich aus dem Saal zu machen. Dagegen nimmt sie die glücklichen Spieler, besonders wenn es jüngere Herren sind, in besondere Acht, hauptsächlich die sofort der sitzenden Eskadron leichter Dämchen, die im Sold des Kavaliers stehen und die den

Auftrag haben, dem Goldhirsch seine Beute wieder abzugeben, in galanter Kompagnie, denn auch die Restaurants und Sotels sind eine Unternehmung der Spielbank. Was dagegen jene Spieler anbelangt, die schon in legitimer weiblicher Begleitung gekommen sind, so dürfen sie von den goldenen Schönen nicht beschligt werden, denn die Kommissarin weiß aus Erfahrung, daß honnette Frauen, wenn sie einmal zu spielen beginnen, sich nicht früher vom grünen Tisch erheben, bis sie keinen Louisd'or in ihrem Beiß haben.

Deshalb besetzte sich denn auch einer der Inspektoren, mit distrettem Vagel Madame Bonnet einen der freigeordneten Stühle an der Koullette anzubieten. Sie nahm Platz, bedeutend ruhiger als ihre Gatte, der mit Herzkloppen bedacht, daß seine ärtliche Vittorine, falls sie allzuheißes Beß haben würde, am Ende die dreißig Louisd'ors verpielten Wunne, die er zu sich gesteckt hat. Aber Madame Bonnet hat Glück; das erste Goldstück, das sie riskiert, bringt ihr deren ein Duzend ein, und Alcebe Bonnet schießt sich beruhigt zu einem der nächsten Tische, um dort dem Spiel zuzusehen. Er ist hier noch keine zwei Minuten politiert, als ein Herr ihn aus Bersehen anstößt, sich flüchtig entschuldigend, dann fieberhaft ein Selbstgespräch führt, endlich zwei Tausend-Franc-Blättel hervorzuheben, sie auf den Tisch wirft und leuchtend wartet. Er hat auf Schwarz gesetzt, aber die Kugel bleibt auf einem roten Zifferfeld stehen. Er verliert auf diese Art noch vier weitere solcher Scheine, dann greift er sich wie irrzinnig an die Stirn und schwant zum Ausgang wie ein Betrunkener.

Monsieur Bonnet ist so tief erschütterter, daß er nur mühsam Atem holen kann. Welcher Wahnsinn, diese Leidenschaft für die Koullette! Ein Glück noch, daß Vittorine gewillt! Und er schleicht sich zu ihr, nicht ohne sich vorher durch eine doppelte Gede von Zylindern drängen zu müssen.
„Herr, Vittorine, wie steht's?“
Sie antwortete nichts, ohne sich umzudrehen:
„Gut — aber ichere dich weiter, du wärest mir Unglück bringen — und gib mir zuvor zweihundert Franc — ich möchte etwas mehr Geld vor mir haben.“
Herr Bonnet gehorcht leuchtend.
„Hier, mein Schatz — aber sei vorsichtig — es ist viel Geld.“
„Du langweilst mich!“ entgegnete sie wütend.
Alcebe Bonnet verläßt den Saal, in dem eine wahre Pracht herrscht. Er läßt sich auf der Terrasse in einem bequemen

Sofa nieder und betrachtet das herrliche Panorama, die schönen Rosenläge, die mit Geranium eingestekt sind, und er sag sich, daß seine Geranien dahem in der Rue Aboukir bei weitem nicht so prächtig sind. Es ist wahr, daß auch der Pariser Himmel nicht diese tiefe, stelenlose Bläue hat.

Der Abend bricht an, die fernem Berge verfinstern in einem wolkigen Schleier, und Alcebe, der einen Walfisch-anger verspielt, setzt in den Spielfaal zurück, um seiner Gattin mitzuteilen, daß die Dinerunde nahe sei.

Aber seine Vittorine scheint so aufgeregt, so ganz aus dem Hauschen zu sein, daß der Brude sich gar nicht nähern traut. „Sie sieht verzerrt aus — sollte sie am Ende nicht gewinnen?“

Er entschließt sich endlich, ihre einen schäuternsten Fuß zu geben:

„Nun, meine Feure?“
Sie erwidert ungeduldig: „Schweig — ich bin sicher, daß dieses Beß nicht dauern kann! Ich will jetzt die Nummern spielen: zuerst das heutige Datum und das Alter des Bräutigams von Monaco. Ich muß gewinnen.“
Ihr Gatte wartet geduldig. Warum sollte er nicht Zuversicht haben, da Vittorine ihrer Sache sicher ist? Er beugt sich so stark über sie, daß er ins Straucheln kommt und sich an ihrer Kniele festhält.

„Ah, Ungeschickter!“ flüstert sie zornig. „Du hast mir Unglück gebracht. . . fünf Louisd'or verloren! Gib mir, was du noch bei dir hast.“

„Heiliger Gott! Vittorine . . . es bleibst mir kaum dreihundert Franc!“

„Das ist hinreichend, um meinen Verlust einzubringen. Ich will auf zwei Nummern zugleich setzen — dein Alter und das von Cousin Jules.“

Die Kugel kreist, hält endlich an und der Croupier murmelt mit einer monotonen Stimme: „32.“
„Saprit!“ stottert Alcebe. „Gott ein, meine Feure . . . bedente, daß ich an unieren Kaffier in Paris telegraphieren muß, falls du alles verlierst. Das würde einen sehr schlechten Eindruck machen.“
„Daß mich in Anse!“ Du weißt nicht, was du sprichst . . . ich muß gewinnen . . . ich will jetzt mein Alter setzen . . . aber dreße dich um, sonst habe ich kein Glück!“
Alcebe dreht sich gehorcht um und harret der Dinge, die da kommen sollen, aber er ist furchbar aufgeregt. Er rechnet in